



## Die Zukunft der Kirche

Vortrag in Nürtingen am 30.11.2022

### 1. Zur Situation der Kirche

„Daß unser Kirchenwesen in einem tiefen Verfall ist, kann niemand leugnen. Der lebendige Anteil an den öffentlichen Gottesverehrungen und den heiligen Gebräuchen ist fast ganz verschwunden, der Einfluß religiöser Gesinnungen auf die Sitten und auf deren Beurteilung kaum wahrzunehmen, das lebendige Verhältnis zwischen den Predigern und ihren Gemeinden so gut als aufgelöst, die Kirchenzucht und Disziplin völlig untergegangen, der gesamte geistliche Stand ... in einem fortwährenden Sinken begriffen.“ Diese Diagnose der kirchlichen Lage stammt nicht aus unseren Tagen. Ihr Inhalt klingt allerdings höchst vertraut. Der große Theologe und Kirchenmann Friedrich Schleiermacher hat sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu Papier gebracht.<sup>1</sup>



Es gibt keinen Anlass zur Selbstberuhigung. Genauso müssen wir uns aber hüten vor einer Selbstzerknirschung, die lähmt und am Ende nur Resignation erzeugt. Wer die heutigen Kirchenaustrittszahlen einfach mit denen nach dem Krieg vergleicht und daraus einen kontinuierlichen Verfall ableitet, übersieht einen wichtigen, ja entscheidenden Aspekt: Unsere Gesellschaft ist seitdem durch grundlegende Veränderungen gegangen, die den Vergleich von Kirchenaustrittszahlen aus dem Jahr 1950 mit denen von heute wie einen Vergleich von Äpfeln mit Birnen erscheinen lässt. Nicht wenige Menschen waren damals aus Tradition oder Konvention Mitglied der Kirche. Ein Kirchenaustritt war für die meisten gar nicht vorstellbar. Sie blieben Kirchenmitglied nicht unbedingt aufgrund der Tiefe der Überzeugung, sondern wegen der zu befürchtenden unangenehmen Konsequenzen bei einem Kirchenaustritt. Wer ausgetreten wäre, hätte soziale Sanktionen riskiert. Nur wer aufgrund einer sehr bewussten kritischen Auseinandersetzung mit der Kirche eine Austrittsneigung entwickelte, vollzog diesen Schritt auch tatsächlich.

Inzwischen hat sich – nach vielen Jahrzehnten der „Individualisierung“ die Situation grundlegend gewandelt. Heute gehört es in manchen Kreisen der Gesellschaft schon fast zum guten Ton, aus der Kirche auszutreten. In einem solchen Umfeld ist nicht für

den Austritt Bekennermut gefragt, sondern für das bewusste Ja zu Kirche. Für diejenigen, die aus reiner Konvention Mitglied der Kirche sind, gibt es heute keine Hürden mehr für einen Kirchenaustritt. Die Kirchenaustrittszahlen der letzten Jahre sind deswegen auch Ausdruck der Freiheit, bewusst wählen zu können, welcher Religionsgemeinschaft man angehören will und ob man überhaupt einer Religionsgemeinschaft angehören will. Wenn man sich diese gegenüber 1950 völlig andere Ausgangssituation klarmacht und neben den Individualisierungsschüben in Westdeutschland dazu noch die Konsequenzen des massiven Säkularisierungsschubs durch das DDR-Regime in Ostdeutschland miteinbezieht, dann ist die Tatsache, dass um die 46 Millionen Menschen in Deutschland aus freier Entscheidung einer der beiden großen Kirchen angehören, jedenfalls bemerkenswert.

Die **Pluralisierung** der letzten Jahrzehnte hat die job description der Kirche grundlegend verändert. Die Lebensstile der Menschen und - damit verbunden - ihre Erwartungen an die Kirche haben sich komplett ausdifferenziert. Man kann sich das am Beispiel Gottesdienst klarmachen. Während vor 70 Jahren klar war, wann und wohin man geht, wenn man einen Gottesdienst wollte, nämlich am Sonntag morgen in den klassischen Gottesdienst, hat sich die Lage hier komplett verändert. Für die Leute, die am Sonntag in die Berge wollen, muss man einen Samstag abend Gottesdienst anbieten. Am Sonntag morgen muss dann nach wie vor der klassische Gottesdienst angeboten werden. Da sind aber die Bruncher nicht zu finden, die einmal in der Woche – am Sonntag – ausschlafen und mit der Familie frühstücken wollen. Für die muss man um 11 Uhr einen Gottesdienst anderen Formats anbieten. Natürlich muss auch etwas für die Kinder angeboten werden. Ein Krabbelgottesdienst für die Kleinen, ein Minigottesdienst für die 3-6-jährigen und der klassische Kindergottesdienst für die Älteren. Wer Kirchensteuer zahlt, darf auch erwarten, dass er das passende Angebot gemacht bekommt. Dann hat man noch nichts für die Jugend gemacht – also muss es um 17 Uhr einen Jugendgottesdienst mit Band und Lightshow geben. Und um 18 Uhr eine Thomasmesse für Zweifler und – wenn Valentinstag ist - um 20 Uhr einen Gottesdienst für Verliebte.

Wer dieses Angebot zu machen versucht, wird schon am Sonntagmittag völlig erschöpft sein. Die einzige Möglichkeit ist intensive regionale Zusammenarbeit. Und selbst dann ist es für die Kirche sehr schwer, die Erwartungen zu erfüllen, die Menschen heute haben.

Das alles muss einbezogen werden, wenn wir heute über die Kirche in einer völlig veränderten Gesellschaft sprechen. Und genau das ist die Ausgangssituation für die intensiven Reformprozesse, die wir gegenwärtig überall in Deutschland haben und die in den 12 Leitsätzen der EKD Ausdruck gefunden haben.

Es gibt keinen Grund zur Mutlosigkeit im Hinblick auf eine kraftvolle Kirche der Zukunft – im Gegenteil. Aber es gibt **Orientierungsbedarf**. Denn die Wege, die die Kirche einschlagen kann, sind höchst unterschiedlich. Muss es heute darum gehen, dass die Kirche sich deutlicher gegen die Gesellschaft abgrenzt, ist gar so etwas wie eine Bekenntnissituation gegeben? Oder ist genau das Umgekehrte der Fall: muss die Kirche sich endlich „modernisieren“, den gesellschaftlichen Pluralismus ernst nehmen und anstatt steile Bekenntnisformeln von sich zu geben, endlich auf die Lebensrealität der Menschen heute einstellen, die mit solchen Formeln überhaupt nichts anfangen können, aber durchaus Religiositätsgefühle haben? Welche Orientierung kann das theologische Nachdenken im Hinblick auf diese Fragen geben?

Wenn es stimmt, dass Menschen heute aus Freiheit entscheiden, ob sie einer Religionsgemeinschaft angehören wollen und welche es sein soll, dann rückt die Plausibilitätsfrage ins Zentrum. Wir müssen als Kirche inhaltlich - und das heißt mit unserem Reden und Handeln – überzeugen. Wir müssen den Menschen plausibel machen, warum die christliche Botschaft eine wirklich starke Botschaft ist und es keine bessere Grundlage für ein erfülltes Leben gibt als diese durch die Bibel geprägte Botschaft. Und wir müssen es mit Leidenschaft tun und so begeistert, dass auch andere sich dafür begeistern lassen. Das ist unsere Situation heute – ganz anders als in den 50er Jahren.

Entscheidend ist dabei nicht nur, dass die Botschaft den Verstand **und** das Herz und das Gefühl, oder noch genauer: die Seele, anspricht, sondern auch, dass der Inhalt der Botschaft stimmt. Mit reiner Tradition oder Konvention ist es eben nicht mehr getan.

## **2. Drei Kirchenmodelle**

### **2.1. Kirche als „Gesellschaftskirche“**

Die erste Position umschreibe ich mit dem Titel "Gesellschaftskirche"

Diese Position will die Bedingungen der modernen Gesellschaft ernst nehmen und passt die Strategien und Verhaltensweisen der Kirche der Gesellschaft an. Der Pluralismus wird nicht als Problem, sondern als Chance gesehen. Im Mittelpunkt steht die als Errungenschaft der Neuzeit bejahte Freiheit des Einzelnen zur Wahl seiner jeweiligen Weltanschauung. Die Kirche muss sich so darstellen, dass sie auf dem Markt der Weltanschauungen möglichst wettbewerbsfähig wird. Das aber bedeutet, dass sie die Menschen nicht mit Wahrheitsansprüchen überfordert oder ihnen solche Wahrheitsansprüche überstülpt, sondern die jeweiligen Meinungen respektiert.

Wenn man sich als Vertreter der Kirche dann profiliert in der Öffentlichkeit äußert, wird man leicht dem Verdacht ausgesetzt, den Respekt für die unterschiedlichen Überzeugungen der Menschen vermissen zu lassen. Pluralismus – auch in der Kirche – wird zum Selbstzweck, anstatt zum Ort des Austausches von Positionen mit echten Wahrheitsansprüchen.

"Konziliarer Streit" bedeutet in diesem Verständnis in erster Linie das Akzeptieren der Unterschiedlichkeit der Meinungen, da jeder nur ein Stück der Wahrheit vertritt. Das leidenschaftliche Eintreten für die Wahrheit, die dann ja auch nicht auf den Bereich der Subjektivität beschränkt bleiben kann, kommt hier nicht in den Blick.

### **2.2. Kirche als Kontrastgesellschaft**

Ganz anders die zweite Position. Nach dieser Position darf die Kirche gerade nicht in der pluralistischen Gesellschaft aufgehen, sondern sie muss ein Gegenüber zu dieser pluralistischen Gesellschaft bilden und dabei ganz bewusst einen Anspruch auf Wahrheit erheben. Kirche wird als Kontrastgesellschaft gesehen, die ihre Identität als Kirche gerade in der Abgrenzung von der als sündig erfahrenen Welt gewinnt. Dieses Modell begegnet uns im Bereich der evangelikalischen Gemeinschaften, die einen „Bekennniskonvent Kein anderes Evangelium“ gebildet haben und in der modernen pluralistischen Gesellschaft mit ihrer moralischen Freizügigkeit genau jenen fremden „Herrn“ sehen, dem gegenüber es, im Anklang an die Barmer Theologische Erklärung,

Christus zu bekennen gilt. Von der Struktur her steckt dieses Modell aber auch in dem Ansatz, der genau von der anderen Seite her die Volkskirche kritisiert: den Gemeinschaften in der Kirche, die von dieser Kirche ein klares Bekenntnis gegen das massenmörderische Weltwirtschaftssystem (Ulrich Duchrow) verlangen und die Bindungen an die damit verbundenen Strukturen lösen wollen.

Obwohl die beiden Richtungen ja völlig gegensätzlich sind, ist die Grundstruktur aber die gleiche, dass die Kontrastgesellschaft der Ort ist, an dem gegenüber der existierenden Gesellschaft endlich die wahre Kirche deutlich werden soll und diese wahre Kirche sich gerade in der Abgrenzung gegenüber der Welt definiert.

Dieses Modell bleibt aber in beiden Spielarten unbefriedigend, weil es die Kirche allein im Gegenüber zur pluralistischen Gesellschaft sieht und letztlich nicht ernstnimmt, dass die Welt einen von Gott geschaffene Welt, eine in Christus versöhnte Welt ist. Gott hat in Christus die Welt mit sich versöhnt, 2. Korinther 5. Die Welt ist nicht vom Teufel besessen, sondern Gott hat in Christus die Welt mit sich versöhnt und deswegen ist auch die säkulare Welt, auch die Welt außerhalb des jeweiligen Bekenntniskonvents, eine Welt, die ich mit den Augen der Versöhnung ansehe. Auch die säkulare Welt ist ein Ort des Wirkens Gottes. Das gerät völlig in den Hintergrund, wenn man die Kirche als Kontrastgesellschaft definiert.

### **2.3 Kirche als "öffentliche Kirche" in der pluralistischen Gesellschaft**

Die "öffentliche Kirche" in der pluralistischen Gesellschaft passt sich weder einfach an den gesellschaftlichen Pluralismus an noch lehnt sie den modernen Pluralismus als solchen ab. Sie bejaht die Vielfalt, aber sie tritt auf der Basis biblisch begründeten christlichen Glaubens für ein klares Profil der Kirche in dieser Vielfalt ein. Der demokratische Rechtsstaat wird bewusst bejaht. Klares öffentliches Reden der Kirche ist nicht unzulässige kirchliche Bevormundung, sondern konstruktiver Beitrag der Kirche zur öffentlichen Diskussion und damit Dienst an der Welt, wie er der Kirche von ihrem Herrn aufgetragen ist.

Ein Zitat Dietrich Bonhoeffers zeigt, warum die Kirche sich nie auf sich selbst zurückziehen kann, warum sie immer auch öffentliche Kirche sein und sich die öffentliche Diskurse, etwa über Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung einmischen muss:

„Auf der Flucht vor der öffentlichen Auseinandersetzung erreicht dieser und jener die Freistatt einer privaten Tugendhaftigkeit. Er stiehlt nicht, er mordet nicht, er bricht nicht die Ehe, er tut nach seinen Kräften Gutes. Aber in seinem freiwilligen Verzicht auf Öffentlichkeit weiß er die erlaubten Grenzen, die ihn vor dem Konflikt bewahren, genau einzuhalten. So muss er seine Augen und Ohren verschließen vor dem Unrecht um ihn herum. Nur auf Kosten eines Selbstbetruges kann er seine private Untadeligkeit vor der Befleckung durch verantwortliches Handeln in der Welt reinerhalten. Bei allem, was er tut, wird ihn das, was er unterlässt, nicht zur Ruhe kommen lassen.“<sup>1</sup>

Wie könnten wir uns aus den politischen Diskussionen um die richtige Reaktion auf den Klimawandel heraus halten wenn wir genau wissen, dass durch falsche politische Entscheidungen, heute und bei zukünftigen Generationen millionenfaches Leid verursacht du das Doppelgebot der Liebe – Gott lieben und den Nächsten lieben - mit Füßen getreten wird!?

Ich halte diese Position für die tragfähigsten unter den dreien, weil sie biblisch begründete Identität mit Weltzugewandtheit verbindet, weil sie sich an den Problemen der heutigen Welt orientiert, ohne darin auf - oder gar unterzugehen, weil sie modern ist, ohne ihre Wurzeln zu verleugnen.

Wie aber muss eine Reform aussehen, die einer solchen Kirche den Weg bahnt?

### **3. Konsequenzen für die Zukunft der Kirche – 10 Thesen**

#### **3.1. Mentale Dynamik der Fülle entwickeln**

Die erste Aufgabe auf dem Weg zur Kirche der Zukunft ist eine geistliche Aufgabe. Das ist eigentlich das absolut Grundlegende hinter all den Planungsprozessen und all den Diskussionen, die wir sonst haben. Es geht darum, aus einer Depression herauszukommen, die von Verfallswahrnehmungen geprägt ist. Ich habe eben am Anfang ja ein Beispiel dafür genannt. Diese mentale Dynamik der Knappheit vergleicht die Zahlen von vorgestern und gestern mit heute und sieht nur Verlust. Die Zukunftsaussichten werden in Annahme einer Entwicklung nach unten in düsteren Farben gemalt. Die Selbstachtung sinkt, weil diese Art von Wirklichkeitswahrnehmung eine permanente Versagenserfahrung mit sich bringt. Trotz all der Mühe und des Engagements so vieler Menschen ist die Zahl der Kirchenaustritte eben nicht nachhaltig gesunken und die der Eintritte nicht gestiegen. Die Aufbruchserfahrungen oder kleinen Neuanfänge quer zu den gesellschaftlichen Megatrends, die geraten dann in dieser mentalen Dynamik leicht oder ganz aus dem Blick.

Da hilft es, die Verheißungen des Herrn der Kirche wahr- und ernst zu nehmen. „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und volle Genüge haben“ (Joh 10,10). Es hilft, auf Paulus zu hören, der sagt: „Gott aber kann machen, dass alle Gnade unter euch reichlich sei, damit ihr in allen Dingen allezeit volle Genüge habt und noch reich seid zu jedem guten Werk“ (2. Kor 9,8). Es gilt, sich diese biblischen Hinweise recht sein zu lassen und die "pockets of hope" ins Licht zu stellen, also die vielen guten Beispiele, die es gibt, wirklich wahrzunehmen, ernst zu nehmen, sich an dem zu freuen was gelingt, und geistlich genährt die mentale Knappheitsdynamik in eine mentale Dynamik der Fülle zu wenden. Und es gilt, ehrliche Mitgliedszahlen zu bejahen. Es gilt sich daran zu freuen, dass Menschen heute aus Freiheit Christen sind und das auch durch die Mitgliedschaft in der Kirche zum Ausdruck bringen.

#### **3.2. Von der Amtslogik zur Flexibilitätslogik übergehen**

Wir müssen unser gesamtes Kirchenwesen daraufhin durchforsten, ob wir die Regeln und Verordnungen, die Genehmigungsvorgänge und Aufsichtsebenen wirklich alle brauchen, die uns in der Entstehung und in der Anwendung so viel Zeit kosten. Brauchen wir wirklich so viele Instanzen und Entscheidungsebenen, wie wir sie derzeit in der Kirche haben? Eine breite Beteiligung aller Interessierten ist gut. Aber für die Zahl der Gremiensitzungen bräuchte es so etwas wie eine Obergrenze, um mehr Zeit für die Kommunikation des Evangeliums in die Welt hinein freizuräumen. Die Frage, wie viele Gremiensitzungen wir haben, hat auch mit der Frage des Vertrauens zu tun. Ob wir wirklich immer nur eine Sache für gut überlegt halten, wenn wir selber alles mitgedacht und viele Nachtsitzungen damit verbracht haben. Oder ob wir vielleicht auch sagen können: Wir legen es in die Hand anderer, die es gut machen werden. Anders kommen wir nicht weg von der Fülle der Sitzungen, die uns davon abhält zu den Menschen zu gehen und das Evangelium weiter zu tragen.

Angesichts des Grundtrends schrumpfender Kirchen brauchen wir Begegnungsräume, Erprobungsräume, die neue Begegnungen eröffnen, die Entdeckungen jenseits aller mentalen oder tatsächlichen Kirchenmauern und Konfessionsgrenzen erlauben. Da gibt es die experimentellen, teamorientierten und kreativen Arbeitsumgebungen, die sich etwa die jungen „digital natives“ von heute wünschen, die dann bei Facebook und Google in diesen besonderen Gebäuden sitzen, in anregender Arbeitsumgebung. Unabhängig davon, was man über Google oder Facebook denken mag: Das ist die Umgebung, die sich junge kreative Menschen heute wünschen. Passen diese experimentellen, teamorientierten und kreativen Arbeitsumgebungen nicht viel mehr zu einer geistorientierten Kirche als analog zu preußischen Verwaltungen gewachsene Kirchenämter? Können wir nicht gerade deswegen Mut zu Experimenten haben, weil wir wissen, dass wir auch Fehler machen dürfen? Wir können was ausprobieren. Wir brauchen keine Angst zu haben. Das ist das mentale Mindset, das viele Menschen haben, die heute außerhalb der Kirche unterwegs sind. Und wir in der Kirche sollten eigentlich die ersten sein, solche Räume zu bieten. Das ist jedenfalls meine Hoffnung, dass wir uns dahin aufmachen.

Es gilt, gerade in einer Zeit der Institutionenvergessenheit die lebensfördernde Bedeutung von Institutionen neu zu entdecken und gerade auch an junge Leute zu vermitteln. Das kann aber nur gelingen, wenn Institutionen diese Menschenfreundlichkeit auch wirklich ausstrahlen und durch ihre Flexibilität und Veränderungsfähigkeit zeigen, dass sie kein Selbstzweck sind, sondern sich ihrem Auftrag für die Menschen verpflichtet sehen. Gerade die Kirche sollte den Heiligen Geist, aus dem sie geboren ist, auch in ihrer Institutionalität ausstrahlen.

### **3.3. Gemeinden und kirchliche Ebenen als Netzwerke denken lernen**

Wenn wir an tragfähigen Antworten auf heutige Fragen arbeiten, dann ist die vielleicht wichtigste Voraussetzung für das Gelingen eine mentale: Wir müssen die jeweils gewachsenen und institutionellen Eigenlogiken überwinden und in Netzwerken denken lernen. Das kann sich schon in der Zusammenarbeit innerhalb der EKD zeigen. Weder ist es richtig, von den Landeskirchen her misstrauisch auf die EKD zu schauen und hinter jeder Initiative von ihr Zentralismus-Ambitionen zu vermuten, noch ist es richtig, den Wert der Vielfalt der historisch gewachsenen landeskirchlichen Landschaft zu unterschätzen. Im Sinne eines Netzwerks zusammenzuarbeiten, heißt, sich als Landeskirchen wechselseitig zu unterstützen, von den Stärken der jeweils anderen zu lernen und dankbar die koordinierende Rolle der EKD wahrzunehmen und zu nutzen. Das Zusammenwachsen der EKD und der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD) in den letzten Jahren hat gezeigt, dass durch Geduld und gute Kommunikation eine Bündelung der Kräfte gegenüber den jeweils wirkenden institutionellen Eigenlogiken die Oberhand behalten kann.

Was auf der Ebene der Kirchenleitung gilt, ist auch auf der Ebene der Gemeinden von zentraler Bedeutung. Wir brauchen auch dort ein neues an Netzwerken orientiertes Denken. Die Ortsgemeinde - darauf hat die Praktische Theologin Isolde Karle in ihren Büchern immer wieder hingewiesen - wird auch in der Zukunft ein zentraler Bezugspunkt bleiben. Auch Menschen, die vielleicht nie in der Gemeinde auftauchen, sind – das wage ich zu behaupten - dankbar dafür, dass es sie gibt. Die Ortsgemeinden auch deswegen in der Zukunft so wichtig, weil da unterschiedliche Menschen zusammenkommen. Man sucht sich nicht nur die Gleichgesinnten, mit denen man zusammenkommt. Ich empfinde das stark beim Abendmahl. Da stehe ich im Kreis mit Menschen, mit denen ich sonst nie etwas zu tun habe. Und wir sind eine

geschwisterliche Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi. Ich finde es etwas ganz Wunderbares, dass uns das zusammenbindet. Darin liegt ein Potenzial dafür, dass alle gesellschaftlichen Milieus, die immer mehr auseinandergehen, dort ihren gemeinsamen Bezugspunkt haben. In der Ortsgemeinde besteht jedenfalls die Möglichkeit, dass gerade die Verschiedenen zusammenkommen. Diese Möglichkeit wirklich zu nutzen und einladende Gemeinde für ganz unterschiedliche Menschen aus unterschiedlichen Milieus zu werden, das ist nun allerdings eine der wichtigsten Herausforderungen der Zukunft.

Vielleicht sind es an manchen Orten nur wenige Menschen, die die Angebote in den Gemeinden wahrnehmen und in den Kirchen die Gottesdienste feiern. Aber sie tun dies auch stellvertretend für viele andere, die dankbar dafür sind, dass sich Menschen in den Gemeinden engagieren, dass in den Kirchen gebetet, gesungen und gepredigt wird, sogar dann, wenn sie selbst nicht hingehen. Dass es den Gemeindepfarrer oder die Gemeindepfarrerin gibt, ist ihnen wichtig, selbst wenn sie wenig Kontakt mit ihm oder ihr haben.

Die Ortsgemeinde ist die feste Form, in der wir den Glauben in verlässlicher Weise am Ort leben können. Kirche erschöpft sich aber nicht in der Ortsgemeinde. Es gilt, daneben andere Formen von Gemeinschaft wahr- und ernst zu nehmen, in denen Menschen mit dem Evangelium in Kontakt kommen. Die Krankenhaus- und Altenseelsorge etwa begleitet Menschen und ihre Angehörigen oft auf langen Abschnitten ihres Lebens, feiert mit ihnen Gottesdienste und Kasualien. Sie erfahren das Evangelium als etwas, das für sie existenziell wichtig wird. Chöre, deren Mitglieder oft aus der ganzen Region kommen, erfahren sich beim Singen als Gemeinde. Manche von ihnen beten bei ihren Proben. Initiativgruppen oder Hauskreise können Formen von Gemeinschaft sein, die sich quer zur Ortsgemeinde entwickeln. Vieles mehr wäre zu nennen. Wenn wir auf die zukünftige Bedeutung unserer Arbeitsbereiche schauen, gilt als Prüffrage: Sind die vorhandenen Strukturen hilfreich, um das Evangelium den Menschen nahe zu bringen, oder haben sie vor allem den Zweck, sich selbst zu erhalten?

In den nächsten Jahren wird ein Aspekt zunehmende Bedeutung gewinnen, der für die vielfältigen Reformbemühungen in den Landeskirchen und in der EKD als ganzer schon jetzt eine wichtige Rolle spielt und den Netzwerkgedanken schon jetzt in die Tat umsetzt: die übergemeindliche Zusammenarbeit. Dass nicht jeder alles machen kann, ist schon eine einfache Konsequenz unterschiedlicher Begabungen. Das gilt für die Pfarrerinnen und Pfarrer und alle anderen hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter genauso wie für die Gemeinden insgesamt. Es gewinnt aber auch dadurch neue Bedeutung, dass vermutlich die finanziellen Mittel nicht auf Dauer zur Verfügung stehen werden, um alles aufrechtzuerhalten, was an Angeboten jetzt da ist. Nachhaltig sind die Modelle, in denen Gemeinden so zusammenarbeiten, dass die Kräfte gebündelt werden. Insbesondere in ländlichen Räumen, wo dafür längere Wege zurückzulegen sind, ist dazu Mobilität notwendig. Aber Mobilität lässt sich organisieren.

Schon jetzt werden Konfirmandengruppen über die Dörfer hinweg gebildet. Konficamps sind auch deswegen so beliebt, weil Jugendliche da neue Leute kennen lernen. Und für das Mitsingen im Gospelchor nehmen Menschen lange Wege in Kauf, weil ihnen das Singen Kraft gibt.

Diese Beispiele zeigen: die Anziehungskraft unserer Kirche hängt nicht daran, dass an jedem Ort alles angeboten wird, sondern dass Menschen immer wieder den Heiligen Geist erfahren. Dafür lohnt sich der Weg!

Wo die Zusammenarbeit zwischen Gemeinden gelingt, braucht es keine Zusammenlegung. Für mich hat die Kooperation den Vorrang vor der Fusion. Wo Gemeinden gut zusammenarbeiten und mehr und mehr zusammenwachsen, vielleicht einander ans Herz wachsen, kann daraus auch organisatorisch eine Gemeinde werden. Aber selbstbestimmt, nicht von oben verordnet.

Für die Kirche der Zukunft wird das „Denkmodell Hybrid“ (Pohl-Patalong/Hauschild)<sup>ii</sup> eine besondere Bedeutung gewinnen. Die Attraktivität des Hybrid-Autos liegt in dem optimalen Zusammenspiel zwischen Elektromotor und Verbrennungsmotor. So können auch in der Kirche unterschiedliche Gemeindeformen und Frömmigkeitsstile nicht nur nebeneinander bestehen, sondern sich so miteinander vernetzen, dass ganz unterschiedliche Menschen angesprochen werden und die Kraft des Evangeliums erfahren.

Die Organisationsform des Netzwerks – darauf haben Isabel Hartmann und Reiner Knieling hingewiesen - weist zahlreiche Merkmale auf, die für die Kirche der Zukunft von besonderer Bedeutung sein werden<sup>iii</sup>. Ich nenne nur einige: Netzwerke haben keine Formalitäten, sondern basieren auf Vertrauen. Sie ersetzen nicht verlässliche Institutionen, aber sie können sie ergänzen. Netzwerke können – etwa bei der Hochwasserhilfe - schnell auf unerwartete Problemlagen reagieren. Kirchenvorstände können auf Menschen zugehen, die zwar formell nicht „zuständig“ sind, aber Kompetenzen bieten, die hilfreich sein können. In Netzwerken treffen wir auf Menschen mit Leidenschaft, die sich zusammenfinden, weil sie sich gerufen fühlen.

Netzwerke passen zum Geist Gottes, der sich nicht in feste institutionelle Abläufe pressen lässt. Netzwerke machen Gemeinde und Kirche durchlässig für Neues. Sie schaffen – wie wir gesehen haben – Brückenbeziehungen in andere Milieus hinein, die der Vielfalt in der Gemeinde guttun.

### **3.4. Jugend gezielt fördern**

Die empirischen Erkenntnisse sind klar. Es ist heute sehr schwierig geworden, jungen Menschen den Glauben zu vermitteln. In den Familien jedenfalls geschieht das heute immer weniger und ist angesichts der Reizüberflutungen im digitalen Zeitalter auch objektiv schwerer geworden. Umso wichtiger ist es, dass wir als Kirchen die staatskirchenrechtlichen Möglichkeiten, die wir in Deutschland haben, aber auch unsere eigenen kirchlichen Möglichkeiten um junge Menschen zu erreichen, auch wirklich nutzen. In den KiTas, die wir als Trägerinnen und Träger unterhalten können, können wir biblische Geschichten erzählen, wo sie vielleicht zu Hause nicht mehr erzählt werden, und unsere Mitarbeiterinnen so schulen, dass sie die Kinder damit begeistern können. Im Religionsunterricht erreichen wir täglich Millionen von Kindern und Jugendlichen. Wir müssen alles tun, was wir können, damit sie einen guten Religionsunterricht bekommen. Im Konfirmandenunterricht und der Jugendarbeit haben sich neue Formen bewährt, die sich stark an der Gemeinschaft orientieren: Konfiscamps, Jugendfreizeiten und Teamer, die nach der Konfizeit Aufgaben als Betreuer übernehmen.



Wir sollten auch darüber nachdenken, wie wir als evangelische Kirche junge Menschen besser in den Gottesdienst einbinden können. Die Ministrantenkultur auf katholischer Seite zeigt, wie erfolgreich Modelle der Beteiligung sind, in denen Jugendliche ein auch äußerlich sichtbares Amt haben, in dem sie gebraucht werden.

### **3.5. Digitalisierung ernst nehmen**

Wenn wir uns verstärkt an junge Menschen wenden wollen und an diejenigen, die weder regelmäßig unsere Gottesdienste besuchen, noch unsere anderen Angebote wahrnehmen, wenn wir mit diesen Menschen über unseren Glauben und die Themen ins Gespräch kommen wollen, an denen uns als Kirche in besonderer Weise liegt, dann müssen wir sie dort aufsuchen, wo sie sich bewegen. Das bringt mich zu der Frage nach den Wegen und Kanälen, auf denen wir unsere Botschaft für diese Menschen weitertragen, mit ihnen in den Dialog kommen, und über die wir für diese Menschen erreichbar sind.

Das Internet spielt dabei eine zentrale Rolle. 84 Prozent der deutschsprachigen Bevölkerung nutzt das Netz, so die Onlinestudie von ARD und ZDF. Das Smartphone ist dabei das meistgenutzte Gerät: Zwei Drittel der Bevölkerung und nahezu jeder 14- bis 29-Jährige geht darüber ins Netz. Laut der Shell-Jugendstudie ist die Online-Vollversorgung bei Jugendlichen Wirklichkeit geworden: 99 Prozent haben Zugang zum Internet. Sie nutzen im Durchschnitt 2,3 Zugangskanäle wie beispielsweise Smartphone oder Laptop/Notebook und verbringen durchschnittlich 18,4 Stunden pro Woche im Netz. Besonders viel Zeit verbringen Jugendliche in den „social media“, häufig etwas problematisch übersetzt mit „sozialen Netzwerken“, wie Facebook, Twitter oder WhatsApp. Es geht heute nicht mehr nur um Information, sondern um Kommunikation, um Mitteilen, um Dialog und Miteinander. Dabei geht es keineswegs nur um junge Leute. Die größten Zuwachsraten hat Facebook derzeit interessanterweise bei den Menschen, die zwischen 50 und 65 Jahren alt sind, also den sogenannten „Best Ager“.

Wir stehen durch diese Entwicklungen vor neuen Herausforderungen, die die Chance bieten, mit Menschen auf anderen Wegen in Dialog zu treten. Es kann nicht in Frage stehen, ob, sondern nur wie wir auf die hier nur grob skizzierten Entwicklungen reagieren. Da muss man zwischen Verdammung und Euphorie den richtigen Weg finden. Ich freue mich, wenn ich beim Kirchengang Leuten die Hand gebe und dann kommt jemand, stellt sich vor als mein Facebookfreund oder meine Facebookfreundin und dann erkenne ich den Namen, weil wir uns von Facebook kennen. Dann ist es manchmal so, als würde man einen alten Bekannten wiedertreffen.

Ob christlicher Glaube im Bewusstsein junger Menschen und der eher Kirchenfernen verankert bleibt oder neu verankert wird, vielleicht auch nur wenigstens punktuell eine Rolle spielt, wird davon abhängen, ob es uns gelingt, uns auf ihre Kommunikationswege einzulassen.

Es geht nicht darum, die direkte Kommunikation zwischen Menschen, das Miteinander in den Gemeinden ersetzen zu wollen. Sondern darum, ergänzend dazu zusätzliche Kommunikationswege auf- und auszubauen, über die wir miteinander und mit denen kommunizieren können, die zu unseren anderen Formen keinen Zugang finden oder noch keinen Zugang gefunden haben.

Viele – übrigens nicht nur junge – Kirchenmitglieder, warten nur darauf, dass wir uns präsenter im Internet zeigen. Sie wären gerne bereit, in Beiträgen und Diskussionen über unsere Kirche einzusteigen, wenn sie nur interessant genug für sie wären.

Ich bin überzeugt davon, dass es sich lohnt, das Medium Internet künftig viel intensiver für unsere Kommunikation mit unseren Mitgliedern ebenso wie mit Interessierten oder Kritikern zu nutzen als bisher. Aber genau dadurch können wir uns auch mit umso größerer Kompetenz in die dringlichen ethischen Debatten um Datenschutz, Intimitätsverlust, Datenkonzernmacht und Kommunikationsverfall durch Internetblasen einbringen.

### **3.6. Lebensnähe der theologischen Ausbildung stärken**

Für die Kirche der Zukunft ist die Frage von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wie das theologische Personal, das dafür wichtige Impulse zu geben haben wird, ausgebildet ist. Wie viele Sprachkenntnisse braucht ein guter Pfarrer und welche Qualifizierung fehlt ihm in aller Regel? Wie lässt sich die Lebensnähe der theologischen Ausbildung stärken? Wie können wir bei der Ausbildung für den Pfarrberuf neben der Gelehrtenlogik auch der Kommunikationslogik einen angemessenen Stellenwert geben? Und was macht eine Kirche, die nach ihrem Selbstverständnis wissenschaftliche Theologie als Gegenüber zur Kirchenleitung braucht, in der aber die Spreizung zwischen einer hoch spezialisierten theologischen Wissenschaft und handelnder Kirche immer stärker sichtbar wird?

Wie sieht die Zukunft des Pfarrberufes im Kontext der anderen kirchlichen Berufe und des Engagements der Ehrenamtlichen aus? Wie kann er so gestaltet werden, dass Menschen ihn bis zum Ende ihres Dienstes gut, gerne und wohlbehalten ausüben können? In meiner eigenen bayerischen Landeskirche haben wir einen Prozess zum Pfarrbild organisiert, an dem die große Mehrheit unserer Pfarrerinnen und Pfarrer aktiv teilgenommen und mitdiskutiert hat. Auch Ehrenamtliche haben teilgenommen, Kirchenvorsteher haben sich eingebracht. Denn es ist auch für sie wichtig, darüber nachzudenken, was die Erwartungen sind, die sie an den Pfarrer oder die Pfarrerin haben. Am Ende standen 21 Empfehlungen an die Kirchenleitung, die nun Schritt für Schritt abgearbeitet werden. Es geht darum, den Pfarrberuf zukunftsfähig zu machen, sodass Menschen auch nach einem ganzen Berufsleben noch gut, gerne und wohlbehalten arbeiten.

### **3.7. Durch Sein in der Liebe missionarische Kraft entwickeln**

Wenn wir die Frage stellen, wie die Kirche neue geistliche, neue missionarische Ausstrahlungskraft gewinnen kann, dann wird etwas zuallererst wieder zu nennen sein, das untrennbar verbunden ist mit Jesus Christus als dem Zentrum unseres Glaubens: die Liebe. Kurz gefasst ist die Antwort auf die Frage nach dem Schlüssel für eine neue Ausstrahlungskraft der Kirche: ein Sein in der Liebe.

Dass wir selbst die Liebe ausstrahlen, von der wir sprechen, ist die beste Grundlage dafür, dass Menschen sich für die Botschaft des Evangeliums begeistern lassen. Die Menschen müssen spüren, warum das eine wunderbare Botschaft ist, die wir da weitersagen. Sie sollen es nicht nur in unseren Worten hören, sondern auch in unserer Ausstrahlung spüren. Das ist natürlich etwas, was eine Kirchenleitung nicht in einem 10-Punkte Katalog verordnen kann. Sondern es passiert darin, dass wir uns immer wieder von einander inspirieren lassen. Von unserer Botschaft selbst inspirieren

lassen und es wagen sie weiterzusagen. Nicht platt, nicht erdrückend, nicht gesetzlich, sondern einfach im Sein in der Liebe. Das aber heißt: Der Mensch muss Selbstzweck sein und nicht Objekt potentieller Bekehrung. Mission im Geiste Jesu heißt, den anderen um seiner selbst willen lieben, so wie Christus uns um unserer selbst willen liebt.

Das ist der Geist, den ich in den neuen Kirchenentwicklungsprojekten spüre, die – inspiriert durch die Kirche von England – unter dem Stichwort „Fresh Expressions“ hierzulande zunehmende Aufmerksamkeit finden. Diesen Projekten ist gemeinsam, dass sie dazu animieren wollen, quer zu den gewohnten kirchlichen Kanälen, zu den Menschen zu gehen, anstatt darauf zu warten, dass sie zur Kirche kommen. Es sind Experimente, mit denen neue Wege erkundet werden sollen, das Evangelium heute unter den Menschen wirken zu lassen.

Von einem Beispiel möchte ich Ihnen erzählen. Michael Wolf, in der Bayerischen Landeskirche zuständig für Fresh X, hat es bei seinem Vortrag beim Kirchentag auf dem Hesselberg am Pfingstmontag erzählt: Wolf und sein 20-köpfiges ehrenamtliches Mitarbeiterteam sind seit einigen Jahren auf dem „summerbreeze“ präsent, einem Heavy Metal-Festival mit vielen Tausend Menschen bei Dinkelsbühl. Sie haben sich gesagt: Wenn da so viele Menschen sind, da wollen wir als Kirche präsent sein. Vieles, was sie da erleben, ist berührend, überraschend. Ein Beispiel: Einige Pärchen die gekommen sind und gesagt haben: Ihr seid von der Kirche? Wir wollen heiraten und zwar sofort. Wolf und seine Leute haben dann erklärt, dass sie zwar keine Trauung vollziehen können auf die Schnelle, aber - so sagte Wolf, was ich machen kann: ich kann euch segnen. Sie sagen: „Keine Ahnung was das ist - aber mach mal.“ Er sagt: das Brautpaar in der Kirche kniet sich hin, aber ich kann euch auch im Stehen die Hände auflegen. „Ne, ne, volles Programm, wir knien uns jetzt hin.“ Las Vegas Hochzeit? Spaß und Party? – so dachte Wolf anfangs. Aber sie hatten Tränen in den Augen. Das hat sie berührt – da haben sie etwas gespürt. Sie wären niemals in eine Kirche gekommen weil das so weit weg von ihrer Lebenswelt ist – aber weil Wolf und seine Leute zu ihnen hingegangen sind, haben sie von ihnen eingefordert, begleitet zu werden mit einem Ritual, mit einem Segen. „Wenn man“, so Michael Wolf „vor ein paar Jahren zu mir gesagt hätte: Auf „summerbreeze“, da werdet ihr Menschen segnen – da hätte ich gesagt: Bist du verrückt? Ich bin froh, wenn ich da lebend wieder herauskomme! Aber es war ganz anders. Und es war ganz einfach – wir mussten uns nur auf den Weg machen – dahin wo viele Menschen sind.“

Man könnte von anderen Projekten erzählen, zum Beispiel dem Weihnachtliedersingen beim FC Union Berlin im Stadion. Die 20.000 Menschen singen Weihnachtslieder, mit großer Inbrunst, mit Tränen in den Augen. Da muss die Kirche sein. Da muss sie mithelfen, den Inhalt dieser Lieder deutlich machen. Denn damit kennt sie sich aus.

### **3.8. Die globale Ökumene stärken**

Dass die Kirche nationale und kulturelle Grenzen übersteigt, gehört zu ihrem ureigenen Selbstverständnis. Es ist etwas ganz wunderbares, lokal fest verwurzelt zu sein aber diesen universalen Horizont haben. Weil Gott der Schöpfer der ganzen Welt ist, weil Jesus Christus der Herr aller Menschen ist. Und zwar von Menschen aus ganz unterschiedlichen Kulturen und Hintergründen. Wir haben viele Erfahrungen mit Kirchenpartnerschaften gemacht. Man spürt dort, dass Christus uns verbindet, jenseits all der Grenzen. Da ist das Dorf in Mittelfranken mit dem Dorf in Arusha in Tansania

eng verbunden. Wenn ich Tansania besuche, richtet man mir dort herzliche Grüße für einzelne Personen in Mittelfranken aus. Beim Partnerschaftstreffen mit unserer ungarischen Partnerkirche anlässlich des 20jährigen Partnerschaftsjubiläums kamen 500 Menschen aus Ungarn, meist Jugendliche, nach Nürnberg. In einer Zeit, in der Europa auseinanderzubrechen droht, kommen Christen zusammen und spüren ihre geschwisterliche Verbindung. Sie bilden ein Netzwerk der Kommunikation im auseinanderbrechenden Europa.

Als Kirchen sind von unsrem Glauben her idealere Akteure einer weltweiten Zivilgesellschaft sind. Das ist auch für politischen Fragen wie dem Klimawandel relevant.

Wenn in Tansania die Wetterextremitäten so groß sind und der Klimawandel hier schon so stark durchschlägt, dass die Felder dort verdorren und wenn klar ist, dass die Gründe dafür in unserem Lebensstil liegen und nicht von den Menschen dort selbst verursacht sind, dann hat das Konsequenzen für unser Handeln hier. Die Menschen, mit denen ich bei meinen Tansania-Besuchen spreche ich mit „liebe Schwestern und Brüder“ an. Wenn ich das ernst meine, muss ich ihre Situation auch hier in den öffentlichen Diskurs einbringen. Ich muss die Geschichten meiner Schwestern und Brüder auf der Welt an die Verhandlungstische der Mächtigen in unserem Land bringen. Ich kann mich nicht aus der Politik heraushalten, wenn ich meinen Glauben ernst nehme, wenn ich ernst nehme, dass die Menschen anderswo auf der Welt meine Schwestern und Brüder sind. Das ist der Zusammenhang zwischen Glaube und öffentlichem Engagement der Kirchen.

Die Kirche lebt aus dem Glauben an den Schöpfer der Welt, sie weiß sich gegründet in dem einen Herrn Jesus Christus als ihrem Eckstein und sie weiß sich immer wieder von neuem zusammengeführt von dem Heiligen Geist, der zu bewirken vermag, dass Menschen, die in unterschiedlichen Sprachen sprechen, sich verstehen können. Diese Universalität der Kirche findet in vielen Formen heute ihren Ausdruck: in den Weltbünden der Kirchen statt, der Reformierten Weltgemeinschaft, dem Lutherischen Weltbund und dem Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), auch Weltkirchenrat genannt, aber auch in Partnerschaften zwischen einzelnen Kirchen, die bis auf die Gemeindeebene zu intensiven Begegnungen über die Kontinente hinweg führen.

Die Weltmissionskonferenz in Arusha im März 2018 hat gerade wieder in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht, dass das gemeinsame Erleben des Glaubens und das Engagement für eine bessere Welt untrennbar miteinander verbunden sind.

Die für die Welt insgesamt so wichtigen Themen Gerechtigkeit, Frieden und der Schutz der Natur sind Themen, die nicht national zu bewältigen sind, sondern international angegangen werden müssen. Es gibt – das wage ich zu behaupten – keine internationale Organisation, die so sehr dazu berufen ist, sich an der weltweiten zivilgesellschaftlichen Diskussion zu diesen Fragen zu beteiligen wie die Kirche. Dazu braucht sie aber Personen und Organe, die weltweit gehört werden. Deswegen muss man gerade heute sagen: Wenn es den Weltkirchenrat nicht gäbe, müsste man ihn erfinden. Internationale ökumenische Netzwerkaktivitäten sind kein Hobby engagierter Ökumenikerinnen oder Ökumeniker. Sie gehören zum Kern kirchlichen Selbstverständnisses.

### 3.9. Die Interkonfessionelle Ökumene weiterentwickeln

Das Ziel der durch das Reformationsjubiläumjahr mit viel Rückenwind versehenen ökumenischen Bemühungen ist eine sichtbare Einheit in versöhnter Verschiedenheit. Diesen aus der Arbeit des lutherischen Ökumene-Instituts in Straßburg hervorgegangenen Begriff hat mit Franziskus erstmals auch ein Papst wiederholt benutzt. Das macht mir Hoffnung, dass wir uns nun auch in der ökumenischen Zielperspektive zunehmend einig sind. Nicht um eine einheitliche, aus Rom gesteuerte Organisation geht es, sondern um eine Gemeinschaft der Kirchen, die Differenzen nicht als Bedrohung, sondern als potentiellen Reichtum sieht und auf der Basis eines differenzierten Konsenses steht, bei dem die Differenzen ihre kirchentrennende Bedeutung verloren haben. Die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre hat es vorgemacht. Und ich hoffe, dass konkrete Schritte zum gemeinsamen Abendmahl folgen. Der erste Schritt, die Zulassung evangelischer Ehepartner zur Eucharistie, ist ja bereits unterwegs und wird trotz der Kritik Einzelner angesichts des überraschend hohen Zustimmung in der Deutschen Bischofskonferenz nach meiner Einschätzung auch nicht aufzuhalten sein.

Ich glaube, Martin Luther wäre glücklich über diese Entwicklungen. Menschen sollten sich nicht „petrisch“, „paulisch“ oder „lutherisch“ heißen – so hat er 1522 gesagt, sondern sich nach dem Namen Jesu Christi benennen. „Ich bitte, man wolle von meinem Namen schweigen und sich nicht lutherisch, sondern einen Christen nennen. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi dürfte nach meinem nichtswürdigen Namen nennen? Nicht so, liebe Freunde! Laßt uns tilgen die parteiischen Namen und uns Christen heißen, nach Christus, dessen Lehre wir haben.“<sup>iv</sup>

Nach dem langen Wachsen einer lutherischen Tradition nennen wir uns heute trotzdem lutherische Christinnen und Christen. Aber jeglicher Konfessionalismus, der die Konfession zum Selbstzweck macht, muss ein Ende haben. Unsere jeweiligen konfessionellen Traditionen können nie mehr etwas Anderes sein als Wege zur Neuentdeckung von Christus selbst.

### 3.10. Die Kraft der Frömmigkeit für heutige Menschen erschließen

Wenn wir heute auf das schauen, was moderne Menschen von heute erhoffen und ersehnen und einen Moment darüber nachdenken, ob uns das irgendwie bekannt vorkommt, wenn wir in unsere Bibel schauen und vom Gottesdienst her vielleicht kommen, dann werden wir staunen. Ich glaube, dass die Kernpunkte der Bibel genau die Punkte sind, nach denen moderne Menschen von heute sich sehnen. Es ist uns nur noch nicht gelungen, das wirklich sichtbar zu machen. Ich nenne ein paar Beispiele: **„Dankbar leben lernen“**, das würden die meisten Menschen als ein wesentliches Ziel sehen. Ich wüsste nicht, welche Grundorientierung mich dankbarer machen könnte, als der Glaube an den Gott, den wir als den Schöpfer der Welt bekennen. Der uns immer wieder von Neuem deutlich macht, dass wir uns nicht uns selbst verdanken, sondern dass wir alles, was wir haben, alles was wir sind, ein Geschenk Gottes ist, das wir jeden Tag aus der Hand Gottes entgegennehmen dürfen und „danke“ dafür sagen – etwa im täglichen Gebet.

Auch die Glücksratgeber empfehlen ein Leben in Dankbarkeit. Aber wie macht man das? Wenn ich die entsprechende Seite im Glücksratgeber aufschlage und da steht: „Lernen Sie dankbar zu leben“, dann wird das erstmal nur meinen Kopf erreichen. Es

muss aber in die Seele einsickern! Es braucht ein Sich-Einlassen auf eine Tradition, die mich lehrt, dankbar zu werden; die mich lehrt, über die Werke der Schöpfung zu staunen. Das ist es, was das alte Wort „Frömmigkeit“ bezeichnet. Das ist kein altmodisches Wort; ich glaube, es ist ein Zukunftswort. Wer Psalm 103 liest und verinnerlicht: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er Dir Gutes getan hat!“, der lernt, dankbar zu sein. Das ist der Schlüssel zu einem wirklich erfüllten, zu einem glücklichen Leben.

Nun noch ein Beispiel: **Aus der Zuversicht leben lernen.** Mit den Hoffnungstexten der Bibel im Rücken leben.

Die Kirche lebt aus solchen Hoffnungsgeschichten, die die ganze Bibel durchziehen. Schon die im Alten Testament in vielfältigen Quellen geschilderte Geschichte des Volkes Israel mit seinem Gott, in die die Kirche hineingenommen ist, ist eine solche Hoffnungsgeschichte. Die Herausführung des Volkes Israel aus der Sklaverei in Ägypten steht dafür, aber auch die Wüstenwanderung, die das Volk allein deswegen durchgehalten hat, weil die Aussicht auf das verheißene Land am Leben gehalten hat.

Jahrhunderte später ist es die Zeit im Exil in Babylon, in der das Volk Israel am Boden liegt. Vertrieben aus dem eigenen Land. Ohne Perspektive. Scheinbar verlassen von dem Gott, der weit weg in Jerusalem im Tempel wohnte. Und dann lassen Propheten mitten hinein in ein zertrümmertes Leben die Stimme Gottes laut werden. Es ist eine Stimme der Hoffnung. Der Lebensmut kommt zurück. Einige der berührendsten Hoffnungslieder, die die Menschheit kennt, entstehen.

„Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Ruhmens sein... Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen guten Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben“ (Ps 126,1-2.5-6).

In der Menschwerdung Gottes, die wir an Weihnachten feiern, hat die Hoffnung, aus der wir Christen leben einen Namen und ein Gesicht bekommen. „Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten“ (1. Petrus 1,3).

#### **4. Auf Christus vertrauen**

Die Geschichte, die mich in diesen stürmischen Zeiten immer wieder am meisten trägt, ist die Geschichte von der Sturmstillung.

Ich denke dabei immer wieder an all diejenigen in unsere Kirchen, die haupt- oder ehrenamtlich viele Stunden investieren, um neue Ideen auszuprobieren, um interessante und zeitgemäße Angebote für die Menschen zu machen. Ich denke an alle Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich Mühe geben bei der Vorbereitung ihrer Predigt. Ich denke an alle, die sich in den Kirchengemeinden für andere engagieren und damit die Liebe ausstrahlen, für die Jesus selbst gestanden hat. Und ich denke daran, wie sie alle dann wieder die neuesten Kirchengastrittszahlen in der Zeitung lesen und sich ein Gefühl der Vergeblichkeit breitzumachen droht. Man kann tun, was man will und der Trend geht trotzdem weiter.

Es ist, als ob Jesus schläft. Es ist, als ob der Herr der Kirche das alles geschehen lässt, ohne etwas zu tun. „Meister, kümmerst es dich nicht, dass wir zugrunde gehen?“ – so rufen die Jünger in dem vom Sturm hin und her geworfenen Boot. Und so rufen wir heute in dem Schiff, das sich Gemeinde nennt und das durch den Sturm der Zeit fährt.

Deswegen ist es so wichtig, in der Seele zu verstehen, was passiert, als die Jünger so verzweifelt rufen. Es folgt dieser unglaubliche Moment: Jesus steht auf und bedroht den Wind und spricht zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legt sich, und es entsteht eine große Stille.

Vielleicht ist es genau das, was wir heute am dringendsten brauchen: neben all unseren notwendigen Programmen zur Reform, in all unseren synodalen Beratungen, in all unserem wachen Reagieren auf die veränderte Wirklichkeit den Blick v.a. ganz neu auf Christus richten, auf ihn vertrauen und sein Wort hören: „Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr noch keinen Glauben?“ Vielleicht brauchen wir genau das innere Vertrauen und die damit verbundene innere Gelassenheit, die überhaupt erst zum klugen und nachhaltigen Handeln befähigt.

Welche Kraft in der christlichen Hoffnung steckt, hat Dietrich Bonhoeffer einmal so zum Ausdruck gebracht: „Wenn schon die Illusion im Leben der Menschen eine so große Macht hat, daß sie das Leben in Gang hält, wie groß ist dann erst die Macht, die eine absolut begründete Hoffnung für das Leben hat, und wie unbesiegbar ist so ein Leben“ (DBW 8, 544).

Diese Hoffnung neu zu entdecken, hemmungslos und grenzenlos hoffen zu lernen, das ist vielleicht das Wichtigste, wenn wir heute die Grundlage für eine ausstrahlungsstarke Kirche der Zukunft legen wollen.

---

<sup>1</sup> Dietrich Bonhoeffer, Ethik, DBW, 66. Vgl. ders., Widerstand und Ergebung, DBW 8, 22.

<sup>2</sup> Kirche Verstehen, Gütersloh 2016, 100.

<sup>3</sup> Isabel Hartmann/Reiner Knieling Gemeinde neu denken. Geistliche Orientierung in wachsender Komplexität, Gütersloh 2014, 200-208).

<sup>4</sup> WA 8, 685, 4-11.